

cay rademacher

MORDE IN DEN TRÜMMERN

Drei
historische
Krimis
im Hamburg der
Nachkriegszeit

eBOOK DUMONT

cay rademacher

MORDE IN DEN TRÜMMERN

Drei
historische
Krimis
im Hamburg der
Nachkriegszeit

eBOOK DUMONT

In »Morde in den Trümmern« lässt Cay Rademacher in drei hochspannenden, authentisch erzählten Kriminalfällen das Hamburg der Nachkriegsjahre lebendig werden!

Der Trümmermörder - Kommissar Staves erster Fall

Hamburg 1947, der kälteste Winter des Jahrhunderts. Mitten in der Trümmerlandschaft wird die Leiche einer jungen Frau entdeckt - nackt, kein Hinweis auf den Mörder. Oberinspektor Stave hat kaum Hoffnung, den Fall aufzuklären. Und bald tauchen weitere Tote auf. Gemeinsam mit Lothar Maschke von der Sitte und Lieutenant MacDonald von der britischen Verwaltung begibt sich Stave auf die Suche nach einem grausamen Serienmörder ...

Der Schieber - Kommissar Staves zweiter Fall

Hamburg 1947: Nach dem bitterkalten Hungerwinter stöhnt die zerbombte Stadt schon im Frühling unter quälender Hitze. In den Ruinen einer Werft wird die Leiche eines Jungen gefunden. Ermittlungen führen Oberinspektor Stave in die Welt der »Wolfskinder« - jener elternlosen Kinder, die aus den besetzten Ostgebieten geflohen sind und sich nun zu Banden vereint als Kohlenklauer, Prostituierte und Schmuggler durchschlagen. Als zwei weitere Leichen entdeckt werden, gerät Stave zunehmend unter Druck. In einer dramatischen Nacht im Hafen entscheidet sich alles ...

Der Fälscher - Kommissar Staves dritter Fall

Hamburg 1948: Trümmerfrauen haben in den Ruinen eines Kontorhauses Kunstwerke aus der Weimarer Zeit gefunden - gleich neben einer Leiche. Kurz darauf tauchen rätselhafte Geldscheine auf dem Schwarzmarkt auf, deren

Existenz die geheimen Pläne der Alliierten stört. Oberinspektor Stave entdeckt bald seltsame Parallelen zwischen beiden Fällen. Als der Tag X gekommen ist - die Einführung einer neuen Währung -, scheint Stave kurz vor der Lösung zu stehen. Doch die Wahrheit ist gefährlich, nicht nur für ihn allein ...



© Françoise Rademacher

Cay Rademacher wurde 1965 geboren und studierte Geschichte sowie Philosophie in Köln und Washington. Seit vielen Jahren schreibt er für GEO und GEO-Epoche.

Wenn ihn bei seinen Recherchen ein Ereignis oder eine Kultur besonders fesselt, dann entzündet das seine zweite schriftstellerische Leidenschaft: Krimis.

So stieß er bei Nachforschungen über das Leben im zerbombten Hamburg während des eisigen Winters 1946/47 auf den realen und nie aufgeklärten Fall des »Trümmermörders«. Das inspirierte ihn zu einer Trilogie, in der er Oberinspektor Frank Stave auf Mördersuche durch die verwüstete Hansestadt schickte.

Nach 14 Jahren an der Elbe brach Rademacher gen Südfrankreich auf: Seit 2013 lebt er mit seiner Familie in der Provence. Die uralte Region zwischen Mittelmeer und Alpen, Camargue und Côte d'Azur hat tausend schöne Ecken – und auch einige finstere Winkel. Ein idealer Schauplatz für neue Krimis ...

Mehr über das Leben im Midi erfahren Sie im Blog des Autors: [Briefe aus der Provence](#)

Cay Rademacher

MORDE IN TRÜMMERN

Drei historische Krimis
im Hamburg der Nachkriegszeit

DUMONT

Vollständige eBook-Ausgabe der im DuMont Buchverlag erschienenen Werke ›Der Trümmermörder‹ (© 2011), ›Der Schieber‹ (© 2012) und ›Der Fälscher‹ (© 2013)

eBook 2020

© 2020 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: DuMont Buchverlag, Köln

Umschlagabbildung: © Bert Hardy/Getty Images

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-8321-7030-1

www.dumont-buchverlag.de

Cay Rademacher

DER TRÜMMERMÖRDER

Kriminalroman

DUMONT

Für Françoise und unsere drei Hamburger -
Léo, Julie und Anouk

Kaltes Erwachen

Montag, 20. Januar 1947

Im Halbschlaf tastet Oberinspektor Frank Stave nach dem Körper seiner Frau, bis er sich daran erinnert, dass sie vor dreieinhalb Jahren verbrannt ist. Er ballt die Hand zur Faust, dann schlägt er die Bettdecke zurück. Eisige Luft vertreibt die letzten Schleier des Alptraums.

Graues Dämmerlicht dringt durch die zerschissenen Damastvorhänge, die Stave aus den Trümmern des Nachbarhauses geborgen hat. Seit fünf Wochen befestigt er sie jeden Abend mit einigen auf dem Schwarzmarkt erstandenen Heftzwecken an den Fensterrahmen. Die Scheiben sind dünn wie Zeitungspapier und innen mit einem Eispanzer überkrustet. Stave befürchtet, das Glas könnte irgendwann unter dem Gewicht des Eises bersten. Absurde Sorgen: Die Fenster haben unter den Druckwellen unzähliger explodierender Bomben geklirrt, doch zerplatzt sind sie nie.

Die Bettdecke ist stellenweise an der Wand festgefroren. Im trüben Schein des frühen Morgens sehen die Zimmerwände aus wie mit Hornhaut überzogen, so dick ist die Reifschicht. Darunter einzelne Streifen einer Tapete, deren Muster 1930 modern gewesen ist, fleckiger Putz, in einigen Ecken schließlich die nackte Mauer, schwarzrote Ziegel und hellgrauer Mörtel.

Stave geht langsam bis zur winzigen Küche, der eisige Fliesenboden schneidet in die Sohlen, trotz zwei Paar alter Socken an den Füßen. Mit steifen Fingern tastet er an der Brennhexe herum, bis in dem winzigen fassförmigen Ofen ein Feuer lodert. Es stinkt nach verbrannter Möbelpolitur,

denn das Holz, mit dem Stave die Brennhexe füttert, war einst eine dunkle Schlafzimmerschrankmode aus dem Nachbarhaus, das im Sommer 1943 von einer Bombe getroffen wurde.

Von *der* Bombe, denkt Stave. Der Bombe, die ihm seine Frau genommen hat.

Während er darauf wartet, dass ein Eisblock in dem alten Wehrmachtskessel auf der Brennhexe schmilzt und ein wenig Wärme in die Wohnung bringt, streift er sich den alten Wollpullover ab, dann den Trainingsanzug der Polizei, die zwei Unterhemden, die Socken, in denen er geschlafen hat. Sorgfältig drapiert er sie auf dem wackeligen Stuhl neben seinem Bett. Da ihm nur 1,95 Kilowatt Strom pro Monat zugeteilt sind – kostbare Energie, die für seine Herdplatte und das Abendessen aufgespart wird –, macht er kein Licht. Also legt er seine Kleider stets nach dem gleichen Muster zurecht, damit er sie in der Düsternis richtig anzieht.

Wasser, noch immer so kalt wie aus einem Gletscher, hastig ins Gesicht und auf den Körper gespritzt, wo die Tropfen brennen. Unwillkürlich zittert Stave. Dann streift er sich Hemd, Anzug, Mantel, Schuhe über. Die Rasur im Halbdunkel, vorsichtig, langsam, denn Schaum gibt es nicht, und die Klinge ist schon schartig. Neue sollen, wenn überhaupt, erst in einigen Wochen auf Bezugsschein ausgegeben werden. Den Rest des Wassers lässt er derweil auf der Brennhexe weiter aufwärmen.

Gerne hätte Stave Bohnenkaffee getrunken, wie vor dem Krieg. Doch er hat nur Ersatzkaffee, eine fade graue Brühe, nachdem er das Pulver mit dem lauwarmen Wasser aufgegossen hat. Ein paar schon vor Tagen geröstete, zerriebene Eicheln mischt er darunter, damit sie

wenigstens bitter schmeckt. Dazu zwei Scheiben bröseliges Graubrot. Frühstück.

Den letzten echten Kaffee hat Stave gestern am Hauptbahnhof gegen ein paar wertlose Informationen eingetauscht. Er ist Polizei-Oberinspektor – ein Dienstrang, den die britischen Besatzungsbeamten eingeführt haben und an dessen Klang sich Stave stets stört, der mit Titeln wie »Kriminalinspektor« oder »Hauptwachtmeister« groß geworden ist.

Am vergangenen Samstag hat er zwei Mörder verhaftet. Flüchtlinge aus Ostpreußen, die in Schwarzmarktgeschäfte eingestiegen waren und eine Frau, die ihnen etwas schuldete, erdrosselt und in ein Fleet geworfen hatten, beschwert mit einem Brocken Beton aus einer Ruine. Mit viel Mühe hatten sie zuvor das halbmeterdicke Eis auf dem Wasser aufgehackt, um ihr Opfer darunter zu versenken. Ihr Pech, dass sie nicht um die Gezeiten wussten – und darum, dass bei Ebbe die Tote für jeden im Schlamm des Grundes sichtbar wurde, unter dem Eis wie unter einem Vergrößerungsglas.

Stave hatte das Opfer rasch identifiziert, hatte herausgefunden, mit wem es zuletzt gesehen worden war, und die beiden Täter keine vierundzwanzig Stunden nach dem Mord verhaftet.

Dann war er, wie an jedem Wochenende, das nicht ganz mit Ermittlungen ausgefüllt war, zum Hauptbahnhof gegangen und hatte sich unter den endlosen Menschenstrom auf den Bahnsteigen gemischt, hatte sich unter all den Hamburgern auf Hamsterfahrten ins Umland und unter den heimkehrenden Soldaten umgehört. Hatte nach einem Karl Stave gefragt, flüsternd, zögerlich.

Karl, der sich im April 1945 als siebzehnjähriger Gymnasiast freiwillig zu einer Einheit an der Ostfront

gemeldet hatte, die zu jenem Zeitpunkt schon in den Vororten von Berlin verlief. Karl, der seine Mutter verloren und seinen Vater als »lau« und »undeutsch« verachtet hatte. Karl, der seit dem Kampf um die Reichshauptstadt verschollen war, ein Phantom im Niemandsreich zwischen Tod und Leben, vielleicht gefallen, vielleicht kriegsgefangen von der Roten Armee, vielleicht irgendwo auf der Flucht, untergetaucht, mit falschem Namen. Aber hätte er sich in diesem Fall nicht inzwischen trotz ihrer Streitereien bei seinem Vater gemeldet?

Stave war herumgegangen, hatte ausgemergelte Gestalten in viel zu weiten Mänteln angesprochen, Männer mit dem Russlandgesicht, hatte ein speckiges Foto seines Jungen gezeigt. Kopfschütteln, müde Gesten. Endlich einer, der behauptete, etwas zu wissen. Stave hatte ihm seinen letzten Kaffee angeboten und dann gehört, dass ein Karl Stave in Workuta sei, in einem Straflager, zumindest jemand, der dem Jungen auf diesem Bild einmal ähnlich gesehen haben könnte und der Karl hieß mit Vornamen, vielleicht, und der noch immer dort eingesperrt sei, vielleicht, vielleicht auch nicht.

Plötzlich drei Schläge an der Tür, die Stave aus seinen Gedanken aufschrecken lassen. Die Sicherung der Klingel hat der Oberinspektor herausgedreht, das spart ein paar Milliwatt Strom.

Für einen Augenblick die absurde Hoffnung, es könnte Karl sein, der zu so früher Stunde anklopft. Dann zwingt sich Stave zur Disziplin: Lass dich nicht gehen, ermahnt er sich.

Stave ist Anfang vierzig, hager, die Augen graublau, mit kurzgeschorenen, blonden Haaren, in denen die ersten grauen Strähnen kaum auffallen. Er eilt zur Tür. Das linke Bein schmerzt, wie immer im Winter. Seit der Verletzung in

jener Nacht 1943 ist das Fußgelenk steif. Stave hinkt leicht, so sehr er auch mit verbissener Wut gegen diese Verkrüppelung ankämpft, sich zu Dauerläufen, Dehnübungen, ja sogar – wenn die Schulzes die Wohnung darunter verlassen haben – zum Seilspringen zwingt.

Im Türrahmen steht ein Schupo mit Tschako, dem zylinderförmig aufragenden Schutzhelm, mehr kann Stave zunächst nicht erkennen. Das Treppenhaus ist düster, seit jemand alle Glühbirnen der Beleuchtung gestohlen hat. Der Polizist muss sich die vier Stockwerke hinaufgetastet haben.

»Morgen, Herr Oberinspektor«, sagt er. Seine Stimme klingt jung, sie zittert leicht vor Aufregung. »Wir haben eine Tote. Sie sollen sofort kommen.«

»Gut«, antwortet Stave mechanisch, bevor ihm klar wird, wie unpassend das klingt.

Gefühle? Er hat in den letzten Jahren des Krieges viel zu viele verstümmelte Leichen gesehen – darunter die seiner eigenen Frau –, als dass ihn die Nachricht von einem ermordeten Menschen schockieren würde. Erregung, das ja – die Erregung des Jägers, der die flüchtige Spur eines wilden Tieres aufnimmt.

»Wie heißen Sie?«, fragt er den Schupo, während er sich den schweren Wollmantel überzieht und nach seinem Hut greift.

»Ruge. Hauptpolizist Heinrich Ruge.«

Stave blickt auf die blaue Uniform, die metallene Dienstmarke mit Nummer links auf der Brust. Noch eine Neuerung der Briten, die alle deutschen Polizisten hassen: die vierstellige Nummer auf dem Herzen. Eine glänzende Zielscheibe für jeden Verbrecher mit Pistole. Der Beamte,

dem diese Uniform viel zu groß ist, ist schmal und jung, kaum älter als Staves Sohn.

Die Briten haben nach dem Einmarsch im Mai 1945 Hunderte Polizisten entlassen – jeden, der bei der Gestapo war, der hohe Funktionen hatte, der irgendwie politisch aufgefallen war. Leute wie Stave, die im alten Regime als »links« galten und die man auf unbedeutenden Posten kaltgestellt hatte, sind geblieben. Und neue Beamte wurden eingestellt – Jungs wie dieser Ruge, die vom Leben noch nichts wissen und von der Polizeiarbeit erst recht nichts. Acht Wochen Ausbildung, eine Uniform und ab auf die Straße. Anfänger, die erst im Dienst lernen müssen, was es heißt, Polizist zu sein. Angeber darunter, die, kaum in Uniform, Bürger anschnauzen und wie preußische Herrenreiter durch die Ruinen stolzieren. Und zwielichtige Charaktere, die man früher, in der Weimarer Republik und im Kaiserreich, wohl auch bei der Polizei gesehen hätte – allerdings nicht hinter dem Schreibtisch des Reviers, sondern in der Zelle.

»Zigarette?«, fragt Stave.

Ruge zögert kurz, dann greift er zur angebotenen Lucky Strike. Er ist klug genug und fragt nicht, woher der Oberinspektor die Ami-Zigarette hat.

»Anzünden müssen Sie den Glimmstängel selbst«, setzt Stave entschuldigend hinzu. »Ich habe kaum noch Streichhölzer.«

Ruge lässt die Zigarette in einer Tasche seiner Uniform verschwinden. Stave fragt sich, ob der Junge sie später rauchen oder irgendwo eintauschen wird. Aber wogegen? Dann ruft er sich zur Ordnung: Von allen Menschen denke ich, sie seien Verdächtige.

Er ist fertig, dreht sich schon halb zur Tür um, greift aber schließlich doch zum Schulterhalfter, das neben der Tür an

einem Haken hängt. Der Schupo starrt ihn an, während Stave sich das Lederband um den Leib schnallt, in dem die Pistole FN 22, Kaliber 7,65 Millimeter steckt. Schupos tragen 40 Zentimeter lange Schlagstöcke am Koppel, keine Feuerwaffen. Die Briten haben fast alles eingezogen, selbst Luftgewehre auf Kirmesständen. Nur wenige Kripobeamte dürfen Pistolen tragen.

Ruge scheint noch nervöser zu werden. Vielleicht, denkt Stave, weil er ahnt, dass es ernst wird. Vielleicht aber auch, weil er selbst gerne eine Waffe hätte. Dann verscheucht er diese Gedanken.

»Gehen wir«, sagt er und tastet sich voran ins Treppenhaus. »Vorsicht bei den Stufen, sonst rutschen Sie aus. Und ich habe noch einen Toten an der Backe.«

Die Männer stolpern nach unten. Einmal hört Stave, wie der junge Schupo einen leisen Fluch ausstößt, doch er kann nicht erkennen, ob Ruge ausgerutscht oder gegen irgendetwas gestoßen ist. Er selbst kennt jede knarrende Stufe und würde selbst in vollkommener Düsternis das Geländer ertasten.

Sie treten hinaus. Stave wohnt vorne raus, rechts im obersten Stock eines viergeschossigen Mietshauses an der Ahrensburger Straße: Jugendstil, die Wand weiß und blasslila verputzt, auch wenn das unter der Dreckschicht kaum noch zu erkennen ist; Ornamente an der Fassade, hohe, weiße Fenster, an jeder Wohnung ein Balkon mit geschwungener, steinerner Brüstung, darüber Schmiedeeisen. Kein schlechtes Haus. Das übernächste ist ähnlich, bloß heller verputzt. Das Haus dazwischen war auch so gebaut, doch ragen dort nur noch ein paar Mauern auf, Stümpfe aus Ziegeln und Schutt, verkohlte Balken, ein Ofenrohr, das irgendwo in den Trümmern so fest

eingeklemmt ist, dass es bislang keinem Plünderer gelungen ist, es zu stehlen.

Staves ehemaliges Haus. Er hat dort gewohnt, Nummer 91, zehn Jahre lang, bis zu jener Nacht, da die Bomben fielen und sich die Häuser holten: mal hier, mal dort, Lücken in den Gebäudereihen wie in einem schlecht gepflegten Gebiss.

Warum Nummer 91, aber 93 und 89 nicht? Sinnlos, sich das zu fragen. Und doch denkt Stave daran, jedes Mal, wenn er aus dem Gebäude tritt. Und daran, wie er unter den Trümmern seine Frau hervorgezogen hat - vielmehr das, was von ihrem Körper noch übrig geblieben war. Später hatte ihm jemand, er wusste nicht einmal wer - überhaupt konnte er sich an jene Wochen im Sommer 1943 kaum klar erinnern -, die Wohnung in Nummer 93 angeboten. Wo mochten die Menschen sein, die zuvor dort gelebt hatten? Stave hatte sich gezwungen, darüber nie nachzudenken.

»Herr Oberinspektor?«

Stave hört Ruges Stimme wie aus weiter Ferne. Dann die Überraschung: Vor ihm steht ein Streifenwagen, eines von den fünf einsatzfähigen Autos, die der Hamburger Polizei noch geblieben sind.

»Das nenne ich Luxus«, murmelt er.

Ruge nickt. »Wir sollen uns beeilen, bevor irgendjemand Wind von der Sache bekommt.« Er klingt übermäßig stolz dabei, findet Stave.

Dann reißt er die Tür zum 39er Mercedes Benz auf. Ruge hat keine Anstalten gemacht, sie für ihn zu öffnen. Der geht stattdessen um das kastenartige Auto herum und setzt sich hinter das Steuer.

Im Zickzack fährt er los. Die Ahrensburger Straße war vor dem Krieg gerade und vierspurig, ein bisschen zu breit,

die Häuser und die Bäume an beiden Seiten ein bisschen zu niedrig für einen prachtvollen Boulevard, aber immerhin. Nun liegen Trümmer auf der Fahrbahn: Fassaden, die wie gefallene Soldaten nach vorne gekippt sind, Kamine, undefinierbare Schutthaufen. Dazu Bombenkrater, Risse, Panzerketten, verkohlte Baumstümpfe, zwei, drei ausgebrannte Autowracks.

Ruge kurvt um die Hindernisse herum, zu schnell, findet Stave. Doch der Junge ist aufgeregt. Die Straßenlaternen, sofern sie überhaupt noch stehen, sind kaputt. Der Himmel ist niedrig, über die Ahrensburger Straße pfeift ein eisiger Nordostwind. Irgendwo muss die Heckscheibe des alten Daimlers einen Riss haben, der sibirische Luftstrom zieht von hinten ins Innere. Stave schlägt den Mantelkragen hoch, er fröstelt. Wann ist ihm das letzte Mal warm gewesen?

Die Scheinwerfer des Wagens streichen über braunen Schutt. Am Straßenrand wandeln schon Menschen wie Gespenster entlang, trotz der frühen Stunde und der Temperatur von minus 20 Grad: Hagere Männer in umgefärbten Wehrmachtsmänteln, einbeinige Spukgestalten gehüllt in Lumpen, Frauen, die sich Wollschals um Köpfe und vor das Gesicht geschlungen haben, beladen mit Körben und Blechbüchsen - mehr Frauen als Männer, viel mehr.

Stave fragt sich, wohin die alle so früh wollen. Die Läden, wenn man überhaupt etwas gegen Bezugsschein bekommt, öffnen nur zwischen 9 und 15 Uhr, um Strom für die Beleuchtung zu sparen.

Fast anderthalb Millionen Menschen leben in Hamburg. Hunderttausend sind im Krieg oder im Bombenhagel gestorben, viele weitere aufs Land evakuiert worden. Dafür sind Flüchtlinge in der Stadt - und DPs, Displaced Persons,

befreite KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene, zumeist Russen, Polen, Juden, die nicht in ihre Heimat zurückkehren wollen oder können. Offiziell leben sie in Lagern, welche die Briten für sie eingerichtet haben, doch viele schlagen sich lieber in der verwüsteten Elbmetropole durch.

Stave blickt aus dem Fenster: Die gezackten Ruinen eines Hauses, Mauern, wie bei einer mittelalterlichen Ruine, nur dünner. Und dahinter noch mehr Mauern und noch mehr und noch mehr. Das wird hundert Jahre dauern, um es wieder aufzubauen, denkt er. Dann schreckt er auf.

»1 Peter.« Eine blecherne Stimme, lauter als der röchelnde Achtzylinder. Das Funkgerät.

Seit einem Jahr haben die Briten der Polizei erlaubt, von der Leitstelle im Stadthaus aus mit den alten Telefunkenkästen zu senden. Die fünf Radiostreifenwagen können allerdings nur Meldungen empfangen, keiner hat einen Sender an Bord, sodass man in der Zentrale nie weiß, ob die Meldungen auch ankommen.

»1 Peter«, dröhnt die Stimme wieder. »Bitte bestätigen, wenn Sie am Einsatzort sind.«

»Verdammte Bürokraten«, sagt Stave. »Dann müssen wir uns dort ein Telefon suchen. Wo fahren wir überhaupt hin?«

Ruge bremst ab, weil ihnen ein Jeep der Briten entgegenrumpelt. Er macht Platz und grüßt den Soldaten am Steuer, doch der ignoriert sie und fährt, eine Staubfahne in der trockenen Luft hinter sich herziehend, an ihnen vorüber.

»Zur Baustraße in Eilbek«, antwortet der Schupo. »Das ist ...«

»... beim Bahnhof Landwehr. Kenne ich.« Staves Laune verschlechtert sich. »In ganz Eilbek steht kein einziges

Haus mehr. Was stellen die Heinis sich vor? Wie sollen wir uns melden? Per Brieftaube?«

Ruge räuspert sich. »Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir nicht einmal bis zur Baustraße fahren können, Herr Oberinspektor.«

»Nein?«

»Zu viele Trümmer. Wir werden die letzten paar hundert Meter zu Fuß gehen müssen.«

»Na großartig«, murmelt Stave. »Hoffentlich treten wir nicht auf einen Blindgänger.«

»Am Tatort treiben sich in letzter Zeit viele Leute herum, da wird nichts mehr hochgehen.«

»Am Tatort?«

Ruge wird rot. »Da wo die Leiche gefunden worden ist.«

»Also am Fundort«, korrigiert ihn Stave, doch er bemüht sich um einen versöhnlichen Ton. Plötzlich wird seine Laune besser. Er vergisst die Kälte und die Trümmer und die gespenstischen Gestalten am Straßenrand. »Wissen Sie denn überhaupt, was uns erwartet?«

Der junge Schupo nickt eifrig. »Ich war dabei, als die Meldung bei uns eingegangen ist. Spielende Kinder – weiß der Himmel, was die um diese Uhrzeit zu spielen hatten, ich habe da meinen Verdacht. Na jedenfalls, diese Kinder haben eine Leiche gefunden. Weiblich, jung. Und«, Ruge zögert, wird wieder rot, »na ja, nackt.«

»Nackt bei minus 20 Grad. Ist sie deshalb gestorben?«

Die Gesichtsfarbe des Schupos wird noch dunkler. »Wissen wir noch nicht«, murmelt er.

Eine junge Frau, nackt und tot – Stave beschleicht das Gefühl, dass er es mit einem hässlichen Verbrechen zu tun bekommen wird. Seit er von Kripochef Breuer vor einigen Monaten zum Leiter einer kleinen Ermittlungsgruppe ernannt wurde, hat Stave an mehreren Mordfällen

gearbeitet. Aber dies hier hört sich anders an als die üblichen Messerstechereien unter Schwarzhändlern oder Eifersuchtsdramen um Kriegsheimkehrer.

Ruge biegt links in die Straße Landwehr ein. Schließlich hält er vor den Trümmern der quer laufenden Bahnlinie.

Stave steigt aus und blickt sich um. Ihn fröstelt. »Das Marienkrankenhaus ist nicht weit«, sagt er. »Die müssen ein Telefon haben. Da werden Sie Meldung erstatten, nachdem Sie mich zum Fundort geführt haben.«

Ruge schlägt die Hacken zusammen. Eine junge Frau, die mit einem Handkarren einen zerfetzten Baumstumpf hinter sich her zieht, starrt die beiden misstrauisch an. Stave sieht, dass ihre Finger vor Kälte angeschwollen sind. Als sie seinen Blick bemerkt, packt sie den Karren und zieht ihn hastig davon.

Stave und Ruge klettern über die Bahngleise: Schotter, die Steine vom Eis zu großen Klumpen verklebt. Zerbombte Schienen wie bizarre Skulpturen. Dahinter die Baustraße, zu erahnen allenfalls als Begrenzungslinie von ausgeglühten, dachlosen Mietskasernen, deren schwarze Wände sich Hunderte Meter weit erstrecken. Noch immer, nach so vielen Monaten, stinkt es bitter nach verbranntem Holz und Stoff.

Zwei Schupos, die vor Kälte mit den Füßen stampfen und die Hände zusammenschlagen, stehen vor einer schiefen Mauer, drei Stockwerke hoch, die aussieht, als könne sie beim leisesten Husten einstürzen und die Polizisten erschlagen.

Stave ruft nicht, hebt nur die Hand zum Gruß. Vorsichtig steigt er durch den Schutt. Immerhin muss er sich hier nicht bemühen, sein Hinken zu überspielen. Kein gerader Schritt möglich, nirgends.

Einer der beiden Schupos grüßt mit der Rechten am Tschako, deutet mit der Linken zur Seite. »Die Tote liegt vor der Wand.«

Staves Blick folgt der ausgestreckten Hand des Beamten. »Hässliche Sache«, murmelt er.

Die namenlose Tote

Eine junge Frau, Stave schätzt sie auf achtzehn bis zweiundzwanzig Jahre, 1,60 Meter groß, mittelblonde, halblange Haare, blau die ins Nichts starrenden Augen.

»Hübsch«, murmelt Ruge, der neben ihn getreten ist.

Stave starrt den Schupo an, bis der sich windet. Dann blickt der Kripo-Mann wieder auf die Tote. Sinnlos, den jungen Kollegen in Verlegenheit zu bringen, der will nur seine Angst verbergen.

»Gehen Sie zum Krankenhaus und erstatten Sie Meldung«, befiehlt er. Dann beugt sich Stave zur Toten hinunter, darauf bedacht, ihren Körper nicht zu berühren und auch den Schutt nicht, auf dem sie liegt wie auf einem Bett.

Wie inszeniert, fällt Stave unwillkürlich ein. Gleichzeitig gut versteckt, verborgen von der Mauer und einigen höheren Ziegelhaufen ringsum. Ihr Körper, soweit er ihn betrachten kann, ist fast unverletzt, nicht einmal Kratzer oder Blutergüsse, die Hände makellos. Sie hat sich nicht gewehrt, denkt er. Und: Keine Arbeitshände. Keine Trümmerfrau, niemand, der viel geputzt hat, keine Arbeiterin.

Langsam wandert sein Blick an ihrem Körper hinunter. Flacher Bauch, rechts ein Strich: eine alte, gut verheilte Blinddarmoperation. Stave holt seinen Block heraus und macht sich eine Notiz. Nur am Hals der Toten findet er eine Spur, eine dunkelrote Linie auf blasser Haut, kaum drei Millimeter dünn, in Höhe des Kehlkopfes einmal rund um den Hals, links stärker ausgeprägt als rechts.

»Sieht so aus, als sei sie erwürgt worden. Vielleicht mit einer dünnen Schlinge«, sagt Stave zu den beiden fröstelnden Schupos, während er die Beobachtung in seinen Block kritzelt. »Sehen Sie, ob Sie in der Umgebung Draht finden. Oder ein Kabel.«

Die beiden stöbern missmutig zwischen den Ruinen herum. So ist Stave sie vorläufig los. Er glaubt selbst nicht, dass die beiden Beamten etwas finden werden. Dunkle Striche im Raureif, die leider teilweise von den unaufmerksamen Polizisten zertrampelt wurden, deuten auf Schleifspuren hin. Wahrscheinlich hat der Täter sein Opfer hierhin gezogen, nachdem er die Frau anderswo ermordet hatte.

»Schöne Leiche«, sagt jemand in seinem Rücken. Die rasselnde Stimme eines Kettenrauchers. Stave muss sich nicht umdrehen, um zu wissen, wer da hinter ihn getreten ist.

»Guten Morgen, Doktor Czrisini«, sagt er und erhebt sich. »Gut, dass Sie so schnell gekommen sind.«

Doktor Alfred Czrisini – klein, kahl, die dunklen Augen groß hinter einer runden Hornbrille – macht sich nicht die Mühe, zum Sprechen die glimmende britische Woodbine-Zigarette aus seinem bläulichen Mund zu nehmen. »Wie es aussieht, hätte ich mich nicht beeilen müssen«, nuschelt er. »Eine nackte Tote bei dieser Kälte – da hätte ich mir auch ein paar Stunden Zeit lassen können.«

»Tiefgefroren.«

»Besser als im Leichenschauhaus. Wird nicht einfach sein, den exakten Todeszeitpunkt festzustellen. Seit sechs Wochen war es an keinem Tag wärmer als minus 10 Grad. Die könnte hier theoretisch schon tagelang liegen und immer noch taufrisch aussehen.«

»Taufrisch würde ich ihren Zustand nicht gerade nennen«, brummt Stave. Er sieht sich um. Die Baustraße war einst Teil eines Kleine-Leute-Viertels: Dutzende Blocks braunroter, backsteinverkleideter Mietshäuser, fünf Geschosse, gepflegt, Bäume auf der Straße. Arbeiter, Handwerker, Händler lebten hier. Alles zerstört. Stave blickt über zersprengte Mauern, die Stümpfe abgebrannter Bäume, Schuttberge. Nur am Ende der Straße steht rechts das gelb verputzte Mathias-Stift, ein Kinderheim, wie durch ein Wunder vom Bombenregen verschont.

»Zwei Buben aus dem Stift haben die Tote entdeckt«, sagt einer der Schupos, der wieder neugierig nähergetreten ist und den Blick des Kripo-Beamten richtig gedeutet hat.

Stave nickt. »Gut, ich werde sie gleich befragen. Und damit, Herr Doktor, hat sich die Frage nach dem Todeszeitpunkt schon vereinfacht. Läge diese Frau hier schon lange, dann wäre sie von den Bengels aus dem Stift längst entdeckt worden.«

Er mag den Pathologen, der wegen seines Namens – »Tschisini« ausgesprochen – endlose Witzeleien über sich ergehen lassen muss. In der Zeit nach 1933 zumeist Anspielungen auf seinen polnischen Namen und irgendwie bedrohlich. Czrisini arbeitet schnell, ein Junggeselle, dessen ganze Leidenschaft Leichen und Zigaretten gilt.

»Denken Sie das Gleiche wie ich?«, fragt ihn der Arzt.

»Vergewaltigung?«

Czrisini nickt. »Jung, hübsch, nackt und tot. Das würde passen.«

Stave wiegt den Kopf hin und her. »Bei minus 20 Grad hat auch der verrückteste Vergewaltiger Angst um sein bestes Stück. Andererseits kann man ihr das auch in einer

warmen Stube angetan haben.« Er deutet auf die Schleifspuren. »Sie ist bloß hier abgelegt worden.«

»Liegt sie erst einmal bei mir auf dem Seziertisch, werden wir bald mehr herausfinden«, erwidert der Pathologe fröhlich.

»Nur ihren Namen nicht«, murmelt Stave. Was, wenn der Täter sein Opfer nicht aus mörderischer Lust entkleidet hat? Sondern aus kühler Berechnung? Eine Nackte inmitten eines Ruinenfeldes, in dem seit Jahren niemand mehr wohnt. »Wird nicht so einfach sein, sie zu identifizieren«, verkündet er.

Kurze Zeit später trifft der Spezialist der Spurensicherung ein, der zugleich Polizeifotograf ist – der Kripo fehlen gut ausgebildete Leute. Stave deutet auf die Schleifspuren. Der Fotograf beugt sich über die Leiche. Als sein Blitzlicht zündet, hat Stave plötzlich das Mündungsfeuer der Flak am Stadtrand vor Augen und die grellen, an Fallschirmen langsam zu Boden segelnden Fackeln, mit denen die ersten britischen Flugzeuge den nachfolgenden Bombern die Ziele markierten. Er presst kurz die Lider zusammen.

»Vergessen Sie nicht die Schleifspuren«, ordnet er nochmals an. Der Fotograf nickt stumm – Staves Befehl klang unfreundlicher, als er ihn gemeint hat.

Anschließend lässt er sich die beiden Jungen bringen, die die Tote gefunden haben: Keine zehn Jahre alt, mager, blass, blaue Lippen, zitternd, wohl nicht nur vor Kälte. Waisenkinder. Stave überlegt einen Moment lang, ob er den strengen Polizisten spielen soll, entscheidet sich aber rasch dagegen. Er beugt sich zu ihnen hinunter, fragt freundlich nach den Namen, verspricht dann, dass sie wegen ihres frühmorgendlichen Ausflugs keine Strafe zu befürchten hätten.

Fünf Minuten später weiß er alles, was es in diesem Fall zu wissen gibt: Die beiden Buben sind noch vor dem Frühstück ausgebüxt, um in den Trümmern nach MG-Patronen und den glänzenden Hülsen von Flakgeschossen zu suchen. Fast jeden Tag verstümmeln sich irgendwo in der Stadt Kinder, die zwischen den Ruinen scharfe Munition finden. Doch es ist sinnlos, die beiden Jungen zu ermahnen. Stave kann sich noch ganz gut an seine eigene Kindheit erinnern. Hätte er nicht genauso fasziniert nach diesen Relikten gesucht? Und hätte es etwas genützt, wenn ihm ein Erwachsener dieses Abenteuer verboten hätte? Zuletzt fragt er die beiden Jungen, ob sie häufig auf die Suche gehen. Verlegenes Schweigen, dann zögerliches Kopfschütteln: Nein, das sei ihr erster Streich gewesen. Auch keines der anderen Kinder habe zuvor Derartiges wagen können – das Mathias-Stift wurde erst vor wenigen Tagen wieder bezogen. Stave notiert sich die Namen der Buben, dann schickt er sie ins Stift zurück.

»Verdammtes Pech, dass die so neu hier sind«, murmelt er in Richtung des Pathologen, der beobachtet, wie zwei Leichenträger die Tote auf eine Bahre heben.

»Also haben Sie doch keine Zeugen dafür, dass die Unbekannte erst letzte Nacht hier abgelegt worden ist. Sie sind auf meine Ergebnisse angewiesen.« Doktor Czrisini stellt dies nüchtern fest, trotzdem klingt er dabei irgendwie triumphierend.

Stave wirft dem Kollegen der Spurensicherung einen fragenden Blick zu. Der schleicht in immer größer werdenden Kreisen um den Fundort.

»Nichts«, ruft ihm der Fotograf und Spurensicherer zu. »Kein Kleidungsstück, keine Zigarettenkippe, keine Fuß- oder Fingerabdrücke und schon gar kein Draht. Aber wir kämmen noch das ganze Ruinenfeld durch.«

In diesem Moment stolpert Ruge über die Schuttberge, ein wenig außer Atem. »Diese verdammten Ärzte im Marienkrankenhaus ...«, beginnt er.

»Ersparen Sie es mir«, sagt Stave und winkt müde ab. »Haben Sie mit der Zentrale telefoniert oder nicht?«

»Ja, nach einigen Diskussionen.« Die Stimme des jungen Polizisten klingt noch immer empört.

»Und?«

Der Schupo schaut ihn einen Moment lang erstaunt an, dann begreift er. »Wir, das heißt, Sie sollen sich, sobald Sie mit der Arbeit hier fertig sind, sofort bei Herrn Breuer melden.«

Stave schweigt. Carl »Cuddel« Breuer ist seit einem Jahr Leiter der Kriminalpolizei. Sechsvierzig Jahre alt war er, als ihn die Briten einsetzten, reichlich jung für diesen Posten. Er galt in der braunen Zeit als Sozialdemokrat, verschwand 1933 sogar für einige Zeit im KZ Fuhlsbüttel, danach ließ man ihn in Ruhe. Ein Mann, der seinen Laden von Nazis säubert und zugleich die Beamten auf Präzision und Professionalität einschwört. Stave fragt sich, warum ihn Cuddel gleich zu Beginn der Ermittlungsarbeiten einbestellt, das sieht ihm nicht ähnlich. Muss was Großes sein, denkt er. Aber was? Laut sagt er nur zu Ruge: »Wir sehen uns noch etwas um. Danach fahren wir zur Zentrale.«

Der Oberinspektor dreht sich langsam um die eigene Achse: Ruinen, wohin er auch blickt. Nur jenseits der Bahnlinie, etliche hundert Meter entfernt, im grauen Morgenlicht kaum auszumachen, ein Würfel aus Beton. Der Hochbunker von Eilbek. Ein sieben Geschosse hoher Monolith, die Wände bis zu sechs Meter dick. Fast sieben Dutzend Hochbunker haben die Nazis im Krieg erbauen lassen, für Zehntausende der einzige Schutz vor dem

Bombenhagel. Nun sind die fast unzerstörbaren, fensterlosen Festungen Notunterkünfte für Ausgebombte, Flüchtlinge, Gestrandete. Niemand weiß genau, wie viele Menschen dort hausen, in stickiger Luft, in Enge, Lärm, Schmutz und Gestank.

»Aus den Fenstern wird niemand was beobachtet haben, das ist mal sicher«, brummt der Schupo, als er dem Blick Staves mit den Augen folgt.

»Wenn ich in dieser Grotte wohnen müsste«, sagt der Oberinspektor, »dann würde ich mich dort nur zum Schlafen verkriechen und den Rest der Zeit frische Luft atmen, selbst bei diesen Temperaturen.«

Ruge ahnt, was der Oberinspektor als Nächstes vorhat. »Wir können bis fast vor den Klotz fahren«, antwortet er wenig begeistert.

»Gut«, sagt Stave. »Hören wir uns bei den Bunkermenschen um.«

Zurück durch die Trümmer und über die Bahngleise, dann im Wagen vorsichtig die verwüsteten Straßen entlangfahrend: Sie brauchen beinahe eine Viertelstunde, bis sie über das Kopfstein der winzigen Von-Hein-Straße rumpeln, die von dem Klotz des Bunkers fast erdrückt zu werden scheint. Stave steigt aus dem Mercedes und sieht sich um. Ruinen neben dem Hochbunker, direkt gegenüber zwei wundersamerweise unzerstörte, barackengroße Autowerkstätten, verrammelt, da es keine Autos zu reparieren gibt. Hinter den Werkstätten ein schmaler Park an einem Bach, die meisten Bäume bis auf den Stumpf verbrannt oder von Holzsammlern kleingeschlagen.

Der Nordostwind bläst ihm ins Gesicht. Ein Einbeiniger wankt auf Krücken gegen den Sturm an, verschwindet im Bunker. Stave folgt ihm. Der Zugang ist ein gemauerter